

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 1-2

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alles, nur nicht deutsch, nur nicht der Name, den Basel sich selbst, den die Eidgenossenschaft, Post, Bahn, Telegraph ihm gibt.

Wenn früher ein Basler Bürgermeister den allerchristlichsten König von Frankreich im elsässischen Ensisheim oder der Enden begrüßte, nahm er einen Dolmetscher mit und sprach deutsch mit dem König. „Es sind andere Zeiten“, — ja, ja, das stimmt freilich! Bl.

Der Verein für Redekunst Zürich.

In einem unserer ersten Jahresberichte (1909) steht, daß der Vorstand u. a. auch die Gründung einer Rednerschule besprochen habe. Zeit und Geld haben bisher nie gereicht für die Ausführung eines solchen Planes, aber unterdessen ist die Sache von anderer Seite aufgenommen worden. Im Anschluß an einen privaten Kurs für Redekunst hat sich vor etwa 7 Jahren in Zürich ein Verein gebildet, der seine Mitglieder in dieser Kunst ausbilden will und sie deshalb Vorträge halten läßt, die dann nach Inhalt und Form besprochen werden; ferner veranstaltet er Kurse und unterhält eine Bücherei. Der Verein ist sehr rührig und hat es trotz seinem ziemlich hohen Jahresbeitrag (12 Fr.) schon zu einer stattlichen Mitgliederzahl gebracht, die sich aus Angehörigen aller Klassen zusammensetzt; er ist also ein erfreuliches Zeichen volkstümlichen Bildungseifers. Sein Arbeitsplan für das laufende Vierteljahr enthält einen Kurs für Anfänger in der Redekunst und einen für Fortgeschrittene, ferner einen für Sprachtechnik und eine Reihe von Mitglieder-Vorträgen (jeweilen Dienstag abend auf der „Baag“) z. B. über Sprech-erziehung, Gottfried Kellers „Kleine Passion“, Ceylon, Hilfsdienste Richtenstein-Schweiz. Am Ende eines Arbeitswinters findet ein Wettbewerb in Vortragskunst statt *).

Mit diesem Verein, der zum Teil dieselben Ziele verfolgt wie wir, sind wir in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. Der Verein für Redekunst Zürich ist körper-schaftliches Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins geworden und bezieht unsere Druckfachen zehnfach, um sie in Lesemappen seinen Mitgliedern zugänglich zu machen. Andererseits werden wir gerne jeweiligen seinen Arbeitsplan in unserm Blatt veröffentlichen und auch sonst gelegentlich mit ihm zusammen arbeiten. Nähere Auskunft über den Verein für Redekunst erteilt sein Vorsitz-er, Herr Howald, Riltchberg (Zürich).

Ueber Gemütsbildung.

In der ersten Beilage zu Nr. 225 der „Basler Nachrichten“ vom 16. Erntemonat 1928 schreibt ein Herr J. M. über Gemütsbildung und geht tapfer gegen die Sucht vor, der Jugend nur Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, die für Handel und Wandel des täglichen Lebens brauchbar sind. „So müssen dann notwendig im eigent-lichen Sinne gemütsbildende Fächer, wie Religion, Muttersprache, Geschichte zu kurz kommen.“ Der sehr erfreuliche Aufsatz enttäuscht aber wieder durch die vielen abge-schmackten Fremdwörter, die darin vorkommen. Ganz ohne Nörgelsucht sei gesagt, daß Herr J. M. leider gar nicht zu wissen scheint, daß er selber die Ehrfurcht vor der Muttersprache verlegt, sonst würde er sicher nicht die ihm gewiß liebe Sprache derart mit überflüssigen Fremdwör-tern entstellen. Wäre z. B. „die außerordentliche Wichtig-keit eines Erziehungsgebietes“ schlechter als „die enorme Wichtigkeit eines Erziehungsgebietes“? Sind die „pri-

*) So am 12. und 14. März 1929 im Vortragsaal des Kunst-
gewerbemuseums.

mitivsten und fundamentalsten Bewußtseinserscheinun-
gen“ edler als die ursprünglichsten und wesentlichsten?
Ist es geringer, Hochziele zu befürworten, als „für Ideale
zu plädieren“?

Es handelt sich bei dieser ernstesten Sache nicht um
sprachliche Schulmeisterei, es sei nur festgestellt (nicht kon-
statirt), wie oft die Bestgefinnten es gar nicht fühlen,
wenn sie ihrer Muttersprache, „dem im eigentlichen Sinne
gemütsbildenden Fache“ nicht die Ehrfurcht beweisen
können, die sie ihr zu beweisen wünschen. E. G.

Vom Büchertisch.

Vom Wesen der Zusammensetzung *). Unter dieser
Ueberschrift bekämpft Otto Briegleb, der Verfasser
der Schriften „Wider die Sprachverderbnis“, „Sprach-
erstarrung und Tonverschiebung“ u. a., den überhand-
nehmenden Mißbrauch, bei Zusammensetzungen das Be-
stimmungswort in die Mehrzahl zu setzen, statt den ein-
fachen Wortstamm oder den zweiten Fall der Einzahl zu
verwenden. Die richtige Form ist z. B. Apfelwein, nicht
Apfelweine, obschon mehr als ein Apfel dazu gebraucht
wird; man sagt mit Recht Freundeskreis, wiewohl eine
Anzahl Freunde dazu gehören. Briegleb nimmt auch kei-
nen Anstoß an dem -s bei weiblichen Wörtern, das Jean
Paul so leidenschaftlich bekämpfte; Beispiele dafür sind
Kleinigkeitskrämer, Bibliothekswesen. Dagegen geht der
Verfasser wohl etwas zu weit, wenn er Obligationsrecht
statt des (in der Schweiz amtlich eingeführten) Obliga-
tionenrechts verlangt. Eine scheinbare Ausnahme von
dem Grundgesetz bilden nach Briegleb die Zusammen-
setzungen mit sächlichen Wörtern wie Eierchale, Hühner-
ei, Kälberfeld (Ortsname). „Es hieß ursprünglich auch
in der Einzahl das kalbir.“ Mit Recht bekämpft der Ver-
fasser die überhandnehmenden Zusammensetzungen mit
Eigenschaftswörtern wie Jungmädchen, Blaublumen; da-
gegen verteidigt er Zusammensetzungen mit dem zweiten
Fall wie Todesfurcht, d. i. Furcht vor dem Tode. Zum
Schlusse tadelt er unechte Zusammensetzungen wie in
Kant-Grab, Stresemann-Rede, statt Kants Grab, Strese-
manns Rede, wo es sich also nicht um einen bleibend zu-
sammengehörenden Begriff handelt. Endlich verurteilt
Briegleb die alles lebendigen Sprachgefühls entbehrenden
Ausdrücke „Haus Müller“ für Müllers Haus oder „Fi-
scher Verlag“ für Fischers Verlag. Er wendet sich gegen
die modische Vertandlung (besser wohl Ver-
schandlung) unserer Sprache. Die mit warmem An-
teil verfaßte Schrift verdient allgemeine Beachtung bei
den Freunden der deutschen Sprache. H. St.

Briefkasten.

A. T., J. Daß das Andenken unseres hochverdienten General-
stabschefs von Sprecher in den eidgenössischen Räten wie eine
Bagatelle behandelt wurde, ist sehr zu bedauern; daß man das
eine Bagatellisierung nennt, wie das dem „Allgemeinen Anzeiger“
von Rheineck beliebt, ist zwar weniger wichtig, aber auch zu be-
dauern; denn es bedeutet der deutschen Sprache gegenüber das,
was man in der Sprache dieses Blattes eine Bagatellisierung nennen
würde. Auch ist nicht recht klar, was mit dem Bericht gemeint ist,
es sei etwas „mit allen ggen keine Stimme“ beschlossen worden,
eine Formel, die man auch in andern Blättern etwa liest. Ist etwas
mit den Stimmen aller Anwesenden beschlossen worden, so ist es
selbstverständlich, daß keine Stimme dagegen war; wäre jemand
dagegen gewesen, so wäre der Antrag nicht mit allen Stimmen
angenommen worden. Freilich mit dem Wort einstimmig ist es auch
nicht getan; denn mancher Antrag wird angenommen, ohne daß

*) Otto Briegleb, Vom Wesen der Zusammensetzung (Zusam-
mensetzung mit der Mehrzahl?) Druck und Verlag der Reßner'schen
Hofbuchdruckerei (Inh. Karl W. Serig) Meiningen 1928.

alle Anwesenden dafür stimmen; das Wort sagt nur, es habe niemand dagegen gestimmt; dabei können sich mehr als die Hälfte der Stimme enthalten haben. So war es vermutlich auch in unserem Fall: „Alle“ bezeichnet nicht die anwesenden, sondern nur die „stimmenden Stimmen“. Es ist nicht immer gleichgültig, ob einer wirklich „mit allen Stimmen“ gewählt wurde oder bloß von einem größeren oder kleineren Bruchteil, während die andern sich einfach der Stimme enthalten. Es ist merkwürdig, daß sich im Lande der Demokratie noch kein deutlicher Ausdruck für diesen Fall durchgesetzt hat. In unserm Falle hätte man sagen können, der Vorschlag sei „ohne Gegenmehr“ angenommen worden; darin liegt angedeutet, daß bei der herrschenden Stimmung ein anderes Ergebnis möglich gewesen wäre, da nicht alle Anwesenden dafür stimmten, sonst wäre er „von allen Anwesenden“ oder „einstimmig“ angenommen worden.

N. S., 3. 11, dieser Herr Peus, Mitglied des Reichstages, der da in der Vossischen Zeitung schreibt: „Eine Sprache und eine Schrift (Druckschrift und Schreibschrift) für alle Menschen auf der ganzen Erde, welsch eine Wunderwelt wird das!“ — der könnte in dieser Welt noch seine blauen Wunder erleben. Ungefähr gleichzeitig mit seinem Weltspracheamt und dem Welschsprachamt würden natürlich noch ein paar ebenso nötige andere Weltämter eingerichtet, und er könnte dann erleben, daß diese Welt mit ihren Ämtern wunderbar — langweilig würde. Wenn er jedem Volke seine Sprache ließe und Ido oder Esperanto nur als zwischenvölkisches Verständigungsmittel haben möchte, wie es die vernünftigen Anhänger einer Weltsprache wünschen, so wäre das etwas ganz anderes; er scheint aber alle natürlichen Sprachen zugunsten einer künstlichen Weltsprache ausrotten zu wollen. Er will sich wohl einen Platz sichern im künstlichen Weltreichstag! Wenn er übrigens meint, die Engländer sprechen ihr Wort enough (sprich enöf) aus wie enös, so zeigt er nur, daß er über etwas schreibt, das er nicht versteht, was immer etwas mißlich ist

Allerlei.

Wir erhalten folgenden Brief:

Gehrter Herr Schriftleiter,

Ihr Aufsatz über das Auslandschweizerbuch *) hat mich gefesselt. Er zeigt unter anderm, welche Nachteile es hat, deutsche Bücher, die für unsern — in diesem Falle unserer Jugend — Gebrauch bestimmt sind, im Welschland drucken und herausgeben zu lassen, er zeigt, wie falsch die Meinung ist, eine Uebersetzung aus einer unserer „National“-sprachen tue denselben Dienst wie ein deutsch gedachtes Buch. Es gibt noch andere Werke als das von Ihnen zerkaufte Auslandschweizerbuch, die an ähnlichen Fehlern leiden. Man könnte das an dem bei Uttinger in Neuenburg (er wird auch von deutschen Schweizern Alttinger gesprochen) erschienenen, so verbreiteten und so nützlichen „Geographischen Lexikon der Schweiz“ zeigen. Beim bloßen Aufschlagen hat man einen befremdenden Eindruck: irgend etwas stimmt da nicht. Die wenigsten Leser werden darauf kommen, was es ist: es liegt an einigen Neußerlichkeiten des Druckes; dieses Gewand ist nicht deutsch, sondern welsch. Aber ich wollte nicht von ihm, sondern von seinem jüngern Bruder sprechen, dem noch im Erscheinen begriffenen Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz. Von seinen drei Herausgebern sind zwei Welsche (darunter eben wieder der Verleger Uttinger), und das genügt, um der deutschen Ausgabe allerhand bedauerliche Eigenheiten zu geben. Ich greife nur einige Beispiele aus dem ersten Band heraus. Es ist sicher nicht zufällig, daß der Druckfehler a, o, u für ä, ö, ü so häufig ist: das ist eine welsche Schwäche des Werkes (z. B. Marjelsee S. 225, Sihlholzli S. 213, Tiefenhausen S. 210, Bussubungen ebenda, glücklich S. 216). Denn die welschen Drucker mögen einmal die deutschen Strichlein nicht; drum lesen wir auch in Uttingers Werken immer AE, CE statt Ä und Ö. Unser Auge stößt sich daran. Da und dort merkt man unliebsamerweise die Uebersetzung; so S. 239: Seine geheimen Er-

mutigungen verursachten von Seiten der Eidgenossen zwei Kriegszüge. So kann man im Deutschen sagen, aber so sagt man nicht, dagegen im Französischen. Völlig falsch ist (S. 71) Absence de la ville mit Abwesenheit der Stadt übersezt; und im selben Artikel lesen wir Betreffend der (!) verschiedenen Rechte oder Pflichten. Was will übrigens (S. 97) der Name Petrograd? Er stammt aus dem Jahr 1914 und war mit dem letzten Zaren, dessen Kriegsstimmung ihn geschaffen hatte, schon wieder verschwunden, als Band 1 des Historisch-biographischen Lexikons erschien. Einem historischen Werk würde wohl das gewohnte Petersburg nicht schlecht anstehen, obgleich die Kriegspsychose von 1914 in Rußland — und anderswo — etwas gar zu Deutsches in dem Klange fand. Und Flugwesen und Luftschiffahrt sind wohl auch für die Herausgeber allzu deutsche Wörter? Wie nun, wenn deutsche Schweizer umsonst diese Stichwörter in dem deutschen „Lexikon“ der Herren Neuenburger suchen und nicht auf den Gedanken kommen, unter Aeronautik zu suchen? Aber nicht wahr: der Artikel war halt französisch geschrieben und lag unter den Artikeln mit dem Anfangsbuchstaben A bereit? Ganz begreiflich, aber nichtsdestoweniger mißlich. Es gäbe noch anderes zu fragen, z. B. weshalb (S. 197) die Alemannen, unsere Vorfahren, bloß eine vorwiegend germanische Volksgemeinschaft sein sollen, während sie sonst einfach für germanisch galten? Etwa weil eine Zeitlang unser germanisches Wesen mancherorts ebenso ungern ausgesprochen wurde wie der Name Petersburg und aus denselben Gründen? Aber ich will nicht allzu neugierig sein und könnte mich ja auch irren. Ich meine nur.

Von der Betonung. Wer viel vorgelesen hat, der weiß, daß oft durch die Betonung der Sinn des Gelesenen geändert werden kann. Das scheint mir eine Eigenheit des Deutschen zu sein; wenigstens im Französischen ist der Fall sehr viel seltener, und das ist einer der Gründe, weshalb — bei gleichem Grad von Geübtheit — Französisch den Vorleser weniger ermüdet als Deutsch. Sehr oft stößt man im Deutschen auf Sätze wie den folgenden, den ich mir aus einem theologischen Buch herausgeschrieben habe, nachdem ich beim Lesen darüber gestolpert war:

„Das Ansehen des Petrus im Jüngerkreis hat deswegen nicht Not gelitten, weil er sich um seiner Verleugnung willen gedemütigt hat.“

Der Sinn hängt hier ab davon, ob man das „deswegen“ stark betone oder vielmehr das darauffolgende „nicht“. Im ersten Fall bedeutet der Satz: „Das Ansehen des Petrus hätte (bei der Sache) leiden können; wenn es nicht geschehen ist, so hat er das seiner (freiwilligen) Demütigung zu verdanken.“ Im zweiten Fall ergibt sich ein anderer Sinn: „Petrus hat sich allerdings gedemütigt, aber das hat nicht etwa (wie man denken könnte) seinem Ansehen geschadet.“

Ein sorgfältiger Stilist muß es vermeiden, solche zweideutige Sätze zu schreiben, die man trotz ihres ganz einfachen Inhalts und ihrer Kürze zwei- oder dreimal lesen und im Zusammenhang überdenken muß, ehe man weiß, wie sie zu lesen sind. Dies ist einer der Fälle, wo die Regel: „Schreibe, wie du sprichst“ oder: „Schreibe laut“, irre führt. In solchen Fällen dürfen wir nicht schreiben, wie wir sprechen, denn mit der Schrift können wir die hier für den Sinn entscheidende Betonung nicht wiedergeben. Wir müssen deshalb den Satz so bauen, daß er auch ohne die nachhelfende Betonung eindeutig bleibt, — d. h. wir müssen anders schreiben als wir vielleicht sprechen würden.

Bl.

*) In Nr. 5/6 1928.